
Soziale Probleme

Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle

13. Jahrgang, 2002, Heft 1

Hans-Günther Heiland (Hrsg.)

Variationen von Gewalt: Mädchen – ethnische Konflikte – Amok

Editorial: Variationen von Gewalt: Mädchen – ethnische Konflikte – Amok <i>Hans-Günther Heiland</i>	5
Gewaltbereitschaft und Gewalthandeln von Mädchen und jungen Frauen im jugendgruppenspezifischen Umfeld <i>Svendy Wittmann</i>	11
Gewaltwahrnehmung und Zugehörigkeit zu einer Freundesgruppe. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung zur Gewaltperzeption weiblicher Jugendlicher <i>Mirjam von Felten</i>	27
Ethnisch-kulturelle Konfliktpotenziale unter Jugendlichen im (groß)städtischen Raum <i>Jürgen Raithel</i>	54
Amoklauf in der Schule – Allgemeine Überlegungen aus speziellem Anlass <i>Tania Lange; Werner Greve</i>	80
Call for Papers	103



Centaurus-Verlag
ISSN 0939-608X

Amoklauf in der Schule –

Allgemeine Überlegungen aus speziellem Anlass

von Tania Lange; Werner Greve

Zusammenfassung

Aus Anlass des sog. „Amoklaufs“ wird die These vertreten, dass bei der Suche nach Erklärungen und Lösungsmöglichkeiten mindestens drei Problembereiche voneinander unterschieden werden müssen. Insbesondere ist von dem Phänomen „Amok“ das Thema „Jugendgewalt“ genau zu unterscheiden; dieses wiederum überschneidet sich nur teilweise mit der Problematik von aggressivem und antisozialem Verhalten in der Schule und den pädagogischen Reaktionsmöglichkeiten. Abschließend werden Herausforderungen für die empirische Forschung und Implikationen für die praktische Arbeit diskutiert.

SCHLÜSSELBEGRIFFE: AMOK - JUGENDGEWALT - ANTISOZIALES VERHALTEN AN SCHULEN

Abstract

Running Amok in School – General Considerations for a Special Reason

With reference to the so-called “amok run” of Erfurt it is argued that for the identification of proper explanations and solutions at least three perspectives have to be differentiated. In particular, the phenomenon of “amok” has to be separated from juvenile violence, which, in turn, only partly overlaps with problems of aggressive and antisocial behavior in schools and educational answers to it. Finally, challenges for empirical research and practical implications are discussed.

KEYWORDS: AMOK - JUVENILE VIOLENCE - ANTISOCIAL BEHAVIOR AT SCHOOL

1. Einleitung

Der Massenmord in einem Erfurter Gymnasium am 26. April 2002 hat die deutsche Öffentlichkeit mehr erschüttert und aufgewühlt als verschiedene vorherige Fälle von Schulgewalt oder Amokläufen, und dies sicher nicht nur deswegen, weil die Zahl der Opfer so erschreckend groß ist.¹ Die Einsicht, nach dieser Katastrophe nicht zur Tagesordnung übergehen zu können, ist über alle gesellschaftlichen

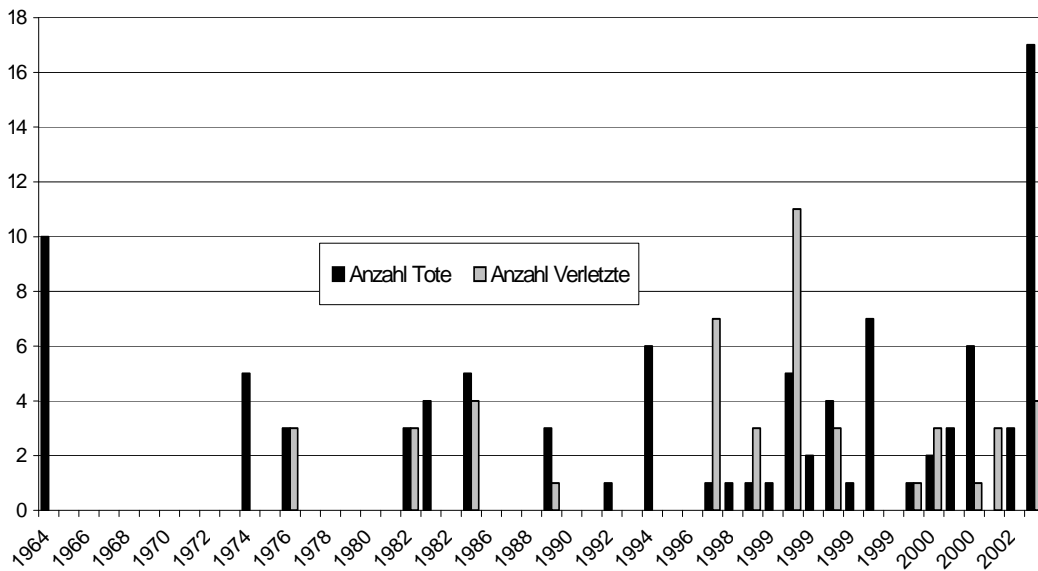
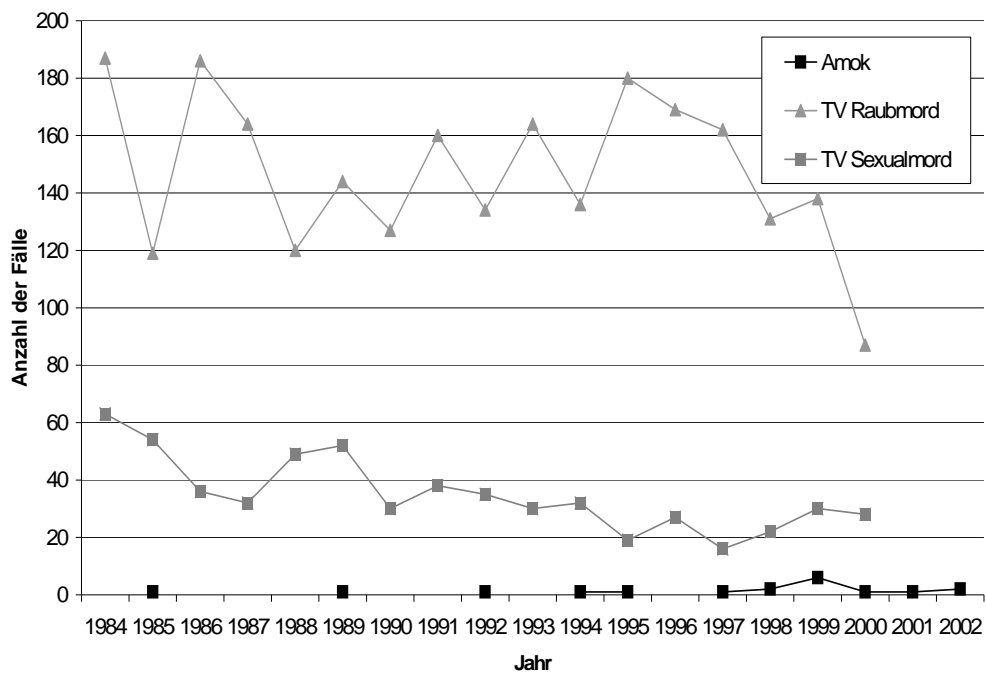
Gruppen und Parteien hinweg geteilt; ein „Bündnis gegen Gewalt“, ein Runder Tisch zur Medienpolitik sind schnell initiiert worden, und auch wenn man nicht unbegrenzt optimistisch sein wird, ob diese Initiativen die Gesellschaft von Grund auf erneuern werden, ist doch immerhin der gute Wille zu begrüßen.

Jedoch leidet unter aktuellen Emotionen und schnellen Aktionen gelegentlich die Differenziertheit. Die verständliche Suche nach Erklärungen und Ursachen, die eine Handhabe für möglichst sinnvolle Interventions- und Präventionsmöglichkeiten bieten können, begünstigt die Tendenz, sich mit vereinfachenden Teilantworten zufrieden zu geben. Das ist deswegen unglücklich, weil komplexere Zusammenhänge, wie sie auch den vorliegenden Fall zweifellos kennzeichnen, immer zahlreiche und mehrschichtige Wechselwirkungen implizieren, die ungewollte und kontraproduktive Nebenwirkungen auch gut gemeinter Reaktionen produzieren könnten.²

Hinzu kommt, dass im Fall des Amoklaufes von Erfurt verschiedene Problembereiche berührt (und in der Debatte vermischt) sind, die der Sache nach relativ wenig gemeinsam haben und daher zunächst getrennt diskutiert werden müssen. Das zentrale Anliegen der folgenden Überlegungen ist es daher darauf hinzuweisen, dass die Dramatik des Anlasses und das Engagement der – notwendigen und begrüßenswerten – aktuellen Diskussion nicht übersehen lassen sollte, dass wir über wenigstens drei verschiedene Themen sprechen: Zum Einen geht es um das Thema „Amok“, zum Zweiten um Ursachen und Bedingungen von Jugendgewalt, und zum Dritten um Verhaltens- und Erziehungsprobleme in der Schule.³ Damit verbunden ist jeweils die Frage nach plausiblen, womöglich belegten Erklärungsansätzen und aussichtsreichen Interventions- und Präventionsmöglichkeiten.

2. „Amok“ als Problem – Aussichten für eine wissenschaftliche Klärung?

Das „Phänomen Amok“ zieht Aufmerksamkeit auf sich, zunehmend auch in Deutschland und zunehmend auch die Aufmerksamkeit einer breiteren Öffentlichkeit; der Markt für einschlägige Publikationen wächst entsprechend (z.B. Adler 2000; Eisenberg 2000). Weniger klar ist, was mit dem Schlagwort tatsächlich inhaltlich angesprochen ist. Entgegen dem üblichen Vorgehen, zunächst die Herkunft des Begriffs „Amok“, die Herkunft des Begriffs (aus dem Malaiischen; vgl. etwa Eisenberg 2002; Knecht 1998; Schünemann 1992; Westermeyer 1985) und seine genaue Definition und damit seine Abgrenzung von ähnlichen Phänomenen (z.B. dem so genannten „erweiterten Suizid“; vgl. hierzu Adler 2000: 29 f.; Faust o.J.; Füllgrabe 2000) zu diskutieren, möchten wir dafür plädieren, das Definitionsproblem vorläufig auf sich beruhen zu lassen. Gemeint sind im Weiteren einfach jene extrem seltenen und erschreckenden Fälle,⁴ in denen meist einzelne Täter eine Vielzahl von Menschen ohne erkennbaren Anlass und Motiv in kurzer Zeit ermorden (Abbildungen 1 und 2; vgl. auch Tabelle 1 im Anhang).⁵

Abbildung 1: Amokfälle in Deutschland seit den 60er Jahren**Abbildung 2:** Prävalenzraten gewalttätiger Morddelikte in Deutschland (Amok, Raubmord und Sexualmord); Quelle: Polizeiliche Kriminalstatistik und eigene Recherche

Dabei ist der eigene Tod offenbar mindestens billigend in Kauf genommen, oft anscheinend sogar intendiert; jedenfalls endet in der Mehrzahl der „Amoklauf“ dadurch, dass der Täter sich unmittelbar selbst tötet oder sich nur durch Tötung stoppen lässt (in der von uns recherchierten Zusammenstellung für Deutschland hat in 11 der 26 Fälle der Täter den Amoklauf überlebt). Die Frage, ab wie viel Opfern in welchem Zeitraum man von Amok (im Gegensatz etwa zu „Serientäter“) sprechen soll, in welchen Fällen der Selbstmord das eigentliche Motiv, und die Tötung von anderen Personen (etwa den eigenen Kindern) nur eine daraus „abgeleitete“ Folgerung war, ist solange müßig, wie nicht gezeigt ist, dass hier jeweils ein regelhaft differentielles Entstehungsmuster in der Onto- und Aktualgenese vorliegt, das jeweils verschiedene Klassifikationen und Interventionen nahe legen würde. Dies aber wird angesichts der insgesamt sehr geringen Zahl von Fällen kaum zureichend sicher zu belegen sein. Derzeit ist über einen intuitiv-induktiven Zugang hinaus aus dieser Richtung kaum eine sichere Basis zu erwarten.

Das Bedürfnis, ein erschreckendes Ereignis wie den Massenmord in Erfurt erklären und verstehen zu wollen, ist groß. Wie kann so etwas passieren? Wieso hat niemand die warnenden Anzeichen gesehen, die es doch gegeben haben *muss*? Was geht in einem Mensch vor, der so etwas tun kann? Wie kann man so etwas in Zukunft verhindern? Was ist, kurz gesagt, die *Ursache* für dieses Verhalten?⁶

Unglücklicherweise sind derartige Fragen – bei allem Verständnis für das entsprechende Bedürfnis – aus prinzipiellen Gründen entweder gar nicht zu beantworten oder die Antwort ist müßig, fast uninteressant. Zunächst gibt es natürlich nicht „die“ Ursache eines solchen singulären (und exzeptionellen) Ereignisses. Vielmehr war eine unübersehbar große Menge von einzelnen Bedingungen zusammengenommen hinreichend dafür, dass es stattgefunden hat. Keine Einzelne von ihnen, nicht einmal einige in Kombination, wären alleine ausreichend gewesen. Beispielsweise hat das FBI anhand von sechs (!) Fällen von (Amok-)Schießereien in Schulen versucht, ein „Täterprofil“ zu erstellen (Band/Harpold 1999). Es konnten, wie immer, wenn man sich darum bemüht, natürlich einige übereinstimmende Merkmale wie narzisstische Einstellungen der Täter, negative Erlebnisse im Vorfeld, fehlende familiäre Unterstützung (oder die Wahrnehmung dieser Situation), Gefühle von Zurückgewiesenheit, Rachegefühle oder Vergeltung für zuvor erlittenes subjektives Unrecht, Zugang zu Waffen oder Einzelgängertum gefunden werden. Offenbar treffen jedoch diese Risikofaktoren, auch in Kombination auf sehr viel mehr Menschen zu; keiner dieser Aspekte ist so selten oder eindeutig, dass allein auf seiner Basis vorbeugendes Handeln zu rechtfertigen wäre (Schünemann 1992: 112; vgl. auch Füllgrabe, 2000). Mehr noch: die meisten sind für sich alleine betrachtet völlig harmlos und unbedeutend. Wir greifen drei Beispiele heraus:

1. Der Täter in Erfurt war männlich, wie alle Amokläufer in den von uns recherchierten Fällen. Diese Information ist präventiv wie explanatorisch praktisch nutzlos, weil der Anteil der Amokläufer unter den Männern statistisch gleichwohl vernachlässigbar ist; so schätzt Murphy (1982) die Inzidenz von amokähnlichen Handlungen in modernen großen Kulturen auf unter 1:1.000.000 Männerjahre.

2. Der Täter war Mitglied eines Schützenvereines, ein Umstand, der zunächst viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat (s.o.). Aber an den in Deutschland vorgekommenen Fällen von Amokläufen (Tabelle 1), sofern hier eine eindeutige Klassifizierung möglich und sinnvoll ist, ist dies der erste Fall seit vielen Jahrzehnten, in dem der Täter die bei der Tat verwendeten Waffen auf diesem Wege beschafft hat.
3. Der Täter hat anscheinend viel Zeit mit gewaltbasierten Computerspielen („Counterstrike“) verbracht. Das tun, wenn die Informationen nicht trügen, derzeit buchstäblich hunderttausende Jugendliche (auch Mädchen) auch, ohne dass wir *deswegen* eine unmittelbar bevorstehende Welle der Gewalt ernstlich befürchten müssten. Allein das Spiel „Counterstrike“ soll Schätzungen zufolge in Deutschland 500.000 Nutzer haben. Gewaltbetonte Computerspiele gibt es zahlreiche, sie sind im Internet leicht verfügbar und häufig auch legal im Handel zu erwerben (n-tv.de 2002). Wohlgermerkt ist dies kein Argument für ihre Harmlosigkeit (wir kommen auf diesen Punkt zurück), sondern zeigt nur, dass sie keine prädiktive Signifikanz haben.

Das Konzept des so genannten „risk markers“, also eines Aspektes, der ein Risiko statistisch kennzeichnet, ohne es kausal zu erklären, wird zur Bezeichnung dieser Aspekte in solchen Bereichen verwendet, in denen man von einer „statistischen“ Vorhersage sinnvoller Weise sprechen kann (etwa bei der Prognose von „Jugendgewalt“; wir kommen darauf im folgenden Abschnitt zurück). Dies ist im Falle des Amoklaufes offensichtlich aber kaum sinnvoll; Begriffe wie „häufig“ oder „in der Regel“ bezieht sich hier auf eine insgesamt sehr kleine Zahl von Fällen. Die wenigen wissenschaftlich-empirischen Studien, die das Phänomen Amok und „typische“ Eigenschaften der Täter und Tathergänge analysiert haben (z.B. Adler 2000; Schünemann 1992; Sehle 1999), stimmen denn auch konsequent darin überein, dass es den typischen Amokläufer nicht gibt. Zwar erscheinen bestimmte soziodemographische Merkmale (z.B. Altershöhepunkte 31-35 und 16-20, Sehle 1999; Zusammenhänge zwischen Tatschwere und familiärer oder sozialer Beziehung zwischen Täter und Opfer, Adler 2000; konzentriertes Auftreten von Problemen im sozialen Umfeld des Täters, Schünemann 1992) kennzeichnend, jedoch sind selbst bei den geringen Fallzahlen die Ausnahmen zu häufig, als dass man Prototypikalität unterstellen dürfte.

In einer Art von offensiven Resignation wird denn auch in einigen Fällen von einer „geradezu auffälligen Unauffälligkeit“ (Schünemann 1992: 107) gesprochen; auch Thüringens Ministerpräsident Bernhard Vogel hat nach der Tat von Erfurt diese Formulierung benutzt (Schneider 2002) gesprochen. Auch die Bedeutung des sozialen Umfeldes ist schwer einzuschätzen. Die malaiischen Amokläufer waren meist traditionelle Arbeiter oder Bauern (Spores 1988); die Amokläufer in westlichen Zivilisationen waren demgegenüber zu etwa einem Drittel Akademiker oder Beamte (Adler 2000) und zu einem Drittel Arbeiter (Sehle 1999), was eher einer normalen Bevölkerungsverteilung als einer Auffälligkeit entspricht.⁷ Selbst dort, wo es bislang praktisch keine Ausnahme gegeben hat (Geschlecht ist hierfür ein Bei-

spiel)⁸ kann bei einer so geringen Fallzahl eine zufällige Häufung nicht ausgeschlossen werden⁹. Ein „risk marker“ ist erst im Lichte einer plausiblen und empirisch bewährten Theorie eine mögliche (Teil-)Ursache, d.h. eine notwendige Bedingung in einem Komplex von zusammen hinreichenden Bedingungen.

Auch in der retrospektiven Motivforschung bei Amokfällen zeigen die uneindeutigen und voneinander abweichenden Aussagen (von beispielsweise religiös motivierten und insofern immanent nachvollziehbaren Handlungen bis zu krankhaften Wahnvorstellungen und Realitätsverkennungen, vgl. Adler 2000) deutlich, wie idiosynkratisch eine solche Tat ist und damit gleichzeitig, wie schwierig es ist, im Vorfeld auf eine mögliche Tat aufmerksam zu werden. Insbesondere Rache und Verzweiflungsmotive kennzeichnen vielfach auch andere Homizidaten (ohne Suizid). Auch wenn sich Verlust- und Niederlagengefühle im Vorfeld von Amokläufen finden lassen (Sehle 1999; vgl. auch Schünemann 1992), ist dies wegen der Breite dieser Kategorie und damit der extrem hohen Basisrate derartiger Gefühle und Konflikte und nicht zuletzt wegen zahlreicher anders gelagerter Fälle (Sehle zählt immerhin 10 Prozent der Fälle mit wahnhaften Motiven) prädiktiv kaum hilfreich. Noch schwieriger ist die Validierung von interpretativ bzw. hermeneutisch geschlossenen Motivstrukturen wie „malignem Narzissmus“ (Eisenberg 2002); hier ist die Grenze zur Spekulation, deren zahlreiche Voraussetzungen wissenschaftlich nicht mehr prüfbar sind, schnell überschritten.

Natürlich ist es immer möglich, ein exceptionelles Geschehen im Nachhinein gewissermaßen faktisch („historisch“, „biografisch“) zu rekonstruieren¹⁰. Jedoch wird aus einer Rekonstruktion erst dann eine gehaltvolle Erklärung, wenn die Konjunktion der identifizierten Randbedingungen auf eine allgemeine Regelmäßigkeit bezogen wird, die prognostisch geprüft werden kann. Dabei dürfen diese Regelmäßigkeiten nicht nur triviale Komponenten (logisch notwendige Zusammenhänge) enthalten, sondern müssen empirisch gehaltvolle, nomologische Sätze mit Allgemeinheitsanspruch sein.

Wenn man einen Amoklauf mit einer Lawine vergleichen wollte und die Frage stellt, warum ausgerechnet dieser Skifahrer an diesem Tag zu dieser Zeit von ihr überrollt wurde, dann wird deutlich, dass hier eine extrem verschlungene Kette zahlloser morphologischer, meteorologischer und sonstiger Bedingungen zur Katastrophe geführt hat, die zwar keinesfalls mystisch oder „unerklärlich“ ist, aber in Bezug auf künftige Fälle kaum weiterführt. Dabei ist es in Bezug auf Lawinen noch vergleichsweise gut möglich, allgemeine Risikobedingungen zu identifizieren (u.a. deswegen, weil sie relativ viel häufiger vorkommen als Amokläufe); jedoch sind auch hier triviale Risikobedingungen (wie z.B. die Tatsache, dass Lawinen nur von Bergen stürzen, niemals aus Tälern) von spezifischeren (z.B. Neigung und Beschaffenheit des Hanges, Material, klimatische Randbedingungen) zu unterscheiden. Alle diese Aspekte aber erklären auch zusammengenommen nicht zureichend, warum die Lawine ausgerechnet zu dieser genauen Zeit zu Tal stürzte, und warum sie den ausgerechnet zu dieser Zeit dort befindlichen Skifahrer verschüttete. Dabei unterstellt der Vergleich, dass *beide* Ereignisse wenigstens im Prinzip einer naturwissenschaftlichen Erklärung zugänglich sind. Die Identifikation der jeweils not-

wendigen und zusammen hinreichenden Bedingungen wird selbstverständlich immer schwierig sein, im Falle von Amokläufen nicht zuletzt dadurch, dass „auslösende“ Erlebnisse (z.B. eine erlittene Ungerechtigkeit) erst durch eine – u.U. sich über längere Zeit erstreckende – innerpsychische „Verarbeitung“ zu einer solchen Bedingung entwickelt hat (das gilt freilich auch für Lawinen: eine der Bedingungen war vielleicht das Abholzen des Waldes vor längerer Zeit).

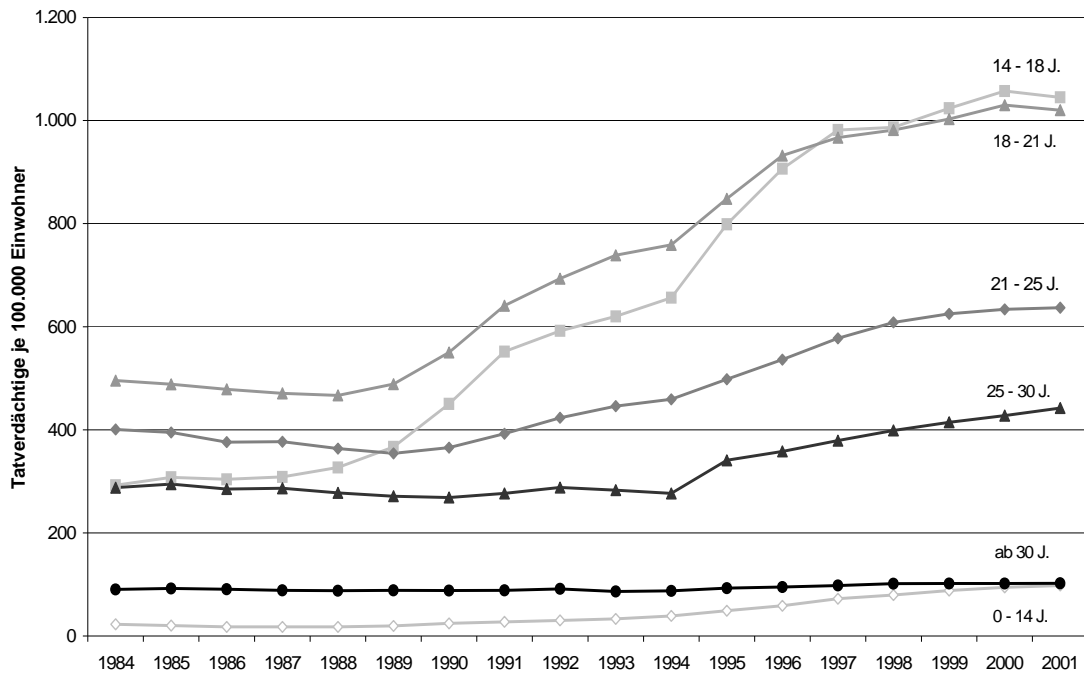
Betrachtet man menschliche Katastrophen wie den Fall in Erfurt als in diesem Sinne „unerklärlichen“ Einzelfall, bleibt damit allerdings das Bedürfnis Vieler, gerade auch der direkt und mittelbar Betroffenen, nach einem Schuldigen unerfüllt, der für dieses Ereignis verantwortlich ist (im engeren moralischen Sinne, der über den kausalen Beitrag hinausgeht). Anders gesagt: Der Wunsch der Betroffenen, die Gesellschaft möge anerkennen, dass einem, wie Reemtsma es formuliert hat (Reemtsma 1999), ein *Unrecht*, nicht nur ein *Unheil* widerfahren ist, wird, wenn man der oben angedeuteten Betrachtung folgt, nicht befriedigt oder sogar zurückgewiesen. Ungeachtet individueller Bedürfnisse, aus welcher Perspektive auch immer, halten wir dies jedoch für gerechtfertigt. Auch in Fällen, in denen der Täter den Amoklauf überlebt, würde die Frage der Schuldfähigkeit im Sinne des § 20 StGB sorgfältig zu prüfen sein. Sofern sie ganz oder teilweise (§ 21 StGB) verneint würde, wird dann tatsächlich das Geschehen eher als Unheil qualifiziert; eine individuell vorwerfbare Schuld des Täters liege dann *eo ipso* nicht vor (Greve 1996; der Täter wird in derartigen Fällen dementsprechend nicht bestraft, sondern behandelt und erforderlichenfalls gesichert).

3. Jugendgewalt in Deutschland: Hinweise auf mögliche Hintergründe

Ein Umstand, der die Klärung des Falles in Erfurt irritiert und erschwert hat, ist die Herkunft des Täters aus einem scheinbar unbelasteten, jedenfalls sozial unauffälligen Elternhaus. Beide Eltern waren beruflich integriert und haben sich für ihre Kinder engagiert (z.B. durch Einschränkung der beruflichen Tätigkeit); der Vater war während der Grundschulzeit des Täters als Elternvertreter aktiv (begleitete u.a. Klassenfahrten). Auch die Tatsache, dass der Täter ein Gymnasium besuchte, gilt in Bezug auf die Bedingungen von Jugendgewalt eher als Hinweis auf eine protektive als auf eine Risikobedingung. Dies deutet auch über den Umstand hinaus, dass hier ein sehr spezieller Fall (eben von „Amok“) vorliegt, deutlich darauf hin, dass die Katastrophe in Erfurt nicht als ein typischer oder exemplarischer Fall von Jugendgewalt eingeordnet werden kann. Schon aus diesem Grund ist die Frage, ob der Fall von Erfurt ein Zeichen für ein (z.B.: „weiteres“ oder auch „erneutes“) Ansteigen der Jugendgewalt sei, negativ zu beantworten. Wenn gleichwohl im Zusammenhang mit diesem Ereignis erneut nach den Ursachen und möglichen Reaktionen auf Jugendgewalt gefragt wird, kann das im Effekt zwar uneingeschränkt begrüßt werden (so spricht gewiss alles dafür, den Gebrauch von Waffen durch Jugendliche möglichst restriktiv zu regeln, aus welchem Anlass auch immer dies ge-

schieht), wird zugleich aber sowohl dem konkreten Fall als auch der generellen Lage in Bezug auf Jugendgewalt in Deutschland nicht gerecht.

Abbildung 3: *Entwicklung der tatverdächtigen Jugendlichen für Gewaltkriminalität* in der Bundesrepublik (ab 1993 mit den neuen Bundesländern) 1984-2001*

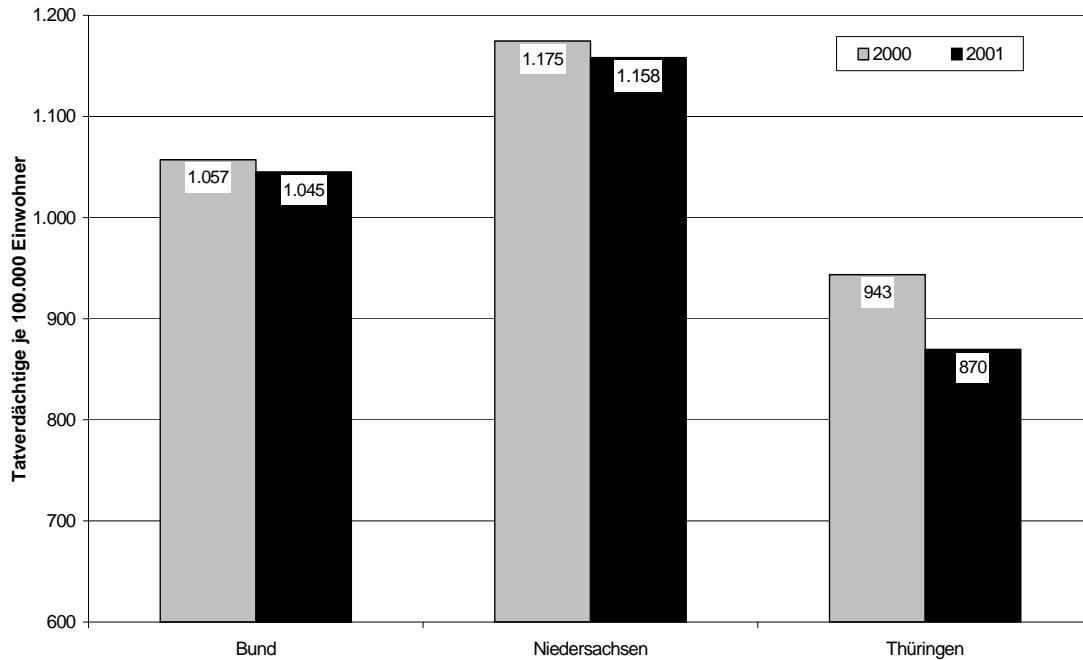


* Dazu gehören folgende Delikte: „Gefährliche schwere Körperverletzung“, „Mord“, „Totschlag“, „Raub und räuberische Erpressung“, „Geiselnahme“ und „Erpresserischer Menschenraub“.

Quelle: Polizeiliche Kriminalstatistik

Denn es spricht einiges dafür, dass der seit Beginn der neunziger Jahre beobachtbare allgemeine Anstieg der polizeilich registrierten Fälle von Jugendgewalt (BMI/BMJ, 2001; Pfeiffer et al. 1996; Pfeiffer/Wetzels 1999; Wetzels et al. 2001) sich in den letzten Jahren nicht fortgesetzt hat; möglicherweise gibt es sogar bereits eine gegenläufige Entwicklung (Abbildung 4). Tatsächlich zeigen auch Dunkelfeldbefragungen, dass das selbstberichtete Gewalthandeln seit 1998 abgenommen hat (Wilmers et al. 2002), was eine Erklärung des rückläufigen Trends alleine durch eine veränderte Bereitschaft zur Anzeige unwahrscheinlich macht. Dieser Befund wird dadurch unterstützt, dass auch die Zustimmung zu gewaltbefürwortenden Aussagen zurückgegangen ist.

Abbildung 4: Vergleich der Tatverdächtigenbelastungszahlen für Gewaltkriminalität von bei tatverdächtigen Jugendlichen im Jahresvergleich 2000 zu 2001 (Bund, Niedersachsen und Thüringen)



Gleichwohl gilt weiterhin, dass Gewalt unter Jugendlichen verbreitet ist. Dies betrifft vor allem Jugendliche als Opfer: rund ein Viertel der Jugendlichen werden jährlich Opfer von Gewalt. Dabei sind – mit Ausnahme der sexuellen Gewalt – männliche Jugendliche deutlich häufiger betroffen, vor allem durch Körperverletzung. Der überwiegende Teil dieser Delikte (86,7 %) wird von den Jugendlichen nicht angezeigt (Wilmers et al. 2002). Während sich die Opferraten seit 1998 insgesamt nicht signifikant verändert haben und daher eher von einer Konstanz auszugehen ist, ist die Anzeigequote in allen untersuchten Städten gestiegen. Dies führt zu einer Veränderung der Relation von Hell- und Dunkelfeld und damit zu einer Unterschätzung des Rückganges auf der Basis von Hellfelddaten (Wilmers et al. 2002). Dennoch berichten immerhin gut 15 Prozent der Jugendlichen von eigenen gewalttätigen Handlungen, wobei das häufigste Delikt die Körperverletzung (ohne Waffen) ist. Zahlreiche Studien stimmen darin überein, dass ca. 4 Prozent der insgesamt gewalttätigen Jugendlichen als Mehrfach- oder Intensivtäter zu bezeichnen sind (zusammenfassend Greve/Hosser 2002).

Die öffentliche und dramatisierende Klage über die steigende Jugendgewalt ist daher oft unangemessen, fast immer undifferenziert und in Teilen unzutreffend. Es bedeutet nicht, Gefahren und Probleme zu verharmlosen, wenn auf der Grundlage aktueller Studien resümiert wird, dass die Lage weniger dramatisch ist, als öffentliche Lamentos und massenmediale Inszenierungen dies darstellen. Vor allem gibt es

erste Hinweise darauf, dass der Trend sich gewendet haben könnte: Seit dem Ende der neunziger Jahre ist die Delinquenz- und Gewaltbereitschaft von Jugendlichen vermutlich rückläufig, hat das Sicherheitsgefühl zugenommen. Dies ist kein Grund zur Entwarnung; selbst wenn die Prävalenzen rückläufig sind, sind damit die zugrunde liegenden sozialen Probleme nicht gelöst. Noch immer werden Menschen, vorwiegend selbst Jugendliche, Opfer von Gewalt und anderen antisozialen Verhaltensweisen, in der Schule, auf dem Schulhof, auf der Straße. Noch immer fühlen sich viele junge Menschen unsicher, fürchten sich, auch in der Schule. Noch immer werden junge Menschen Opfer von Gewalt durch Familienangehörige, Eltern. Und noch immer handeln junge Menschen, vorwiegend männliche Jugendliche gewalttätig. Nach den Befunden von Wilmers et al. (2002) geben 2,7 Prozent der 15-jährigen an, im vergangenen Jahr wenigstens einmal jemanden mit einer Waffe bedroht zu haben.

Die Erklärungsansätze für die Entstehungsbedingungen von Jugendgewalt (zusammenfassend etwa Greve/Hosser 2002; Kleiber/Meixner 2000; Lösel 2000) sind vielfältig; bei aller Verschiedenheit stimmen sie jedoch darin überein, dass vielfältige Ursachen – in wechselnden Konfigurationen – dazu beitragen, dass Jugendliche gewalttätig handeln. Dabei ist massive und wiederholte Gewalt die seltene, besonders erklärungsbedürftige Ausnahme (vgl. insbesondere auch BMI/BMJ 2001). Jugendkriminalität ist ein wichtiges und aktuelles Thema, das jede Aufmerksamkeit verdient. Aber es eignet sich nicht für Skandalisierungen, und es lässt sich insbesondere nicht im Lichte herausragender Einzelfälle beurteilen. Der Fall in Erfurt ist, obwohl er natürlich ein Fall von „Jugendgewalt“ ist, weder typisch noch in irgendeiner anderen Weise indikativ für „die“ Jugendgewalt in Deutschland.

4. Antisoziales Verhalten in der Schule: Facetten eines komplexen Problems

Der Umstand, dass die Katastrophe in Erfurt ein Amoklauf in der Schule war, hat die differenzierte Diskussion des Falles zusätzlich erschwert. Es ist zweifellos zutreffend, dass Jugendgewalt häufig in der Schule stattfindet. Ein Viertel der Schüler wird jedes Jahr Opfer von Schulgewalt, knapp ein Zehntel der Schüler sind als Opfer massiver Schulgewalt zu bezeichnen, insbesondere dann, wenn man in Anlehnung an Olweus (1996, 1997) darunter auch massivere Formen psychischer Gewalt subsumiert (ohne psychische Gewalt: 2,5 %; Wilmers et al. 2002; vgl. Tabelle 2). Immerhin gut 12 Prozent der Jugendlichen sind im letzten Schulhalbjahr von ihren Mitschülern ein- oder zweimal geschlagen oder getreten worden.

Das delinquente oder gewalttätige Verhalten in der Schule steht nicht nur zunehmend (und aktuell) im Brennpunkt öffentlicher und politischer Aufmerksamkeit, sondern erscheint auch aus inhaltlichen Gründen besonders relevant. Insbesondere ist hier Öffentlichkeit und Staat ganz unmittelbar in der Verantwortung, Schäden und Schädigung zu vermeiden. Darüber hinaus aber bietet Schule als die einzige Sozialisationsinstanz, die relativ wenig der individuellen (elterlichen) Wahl und Gestaltung überlassen ist, die derzeit besten Ansatzpunkte für die Erfassung und

Intervention problematischer und antisozialer Verhaltensweisen von Jugendlichen. Insofern gilt auch hier, dass die im Anschluss an Erfurt neu belebte Diskussion nur zu begrüßen ist. Gleichzeitig ist aber auch hier vor der Vermischung verschiedener Dimensionen zu warnen. Die mittlerweile umfangreicher vorliegenden Forschungsbemühungen zur Erklärung von Schulgewalt (vgl. hier etwa Holtappels et al. 1997; Schäfer/Frey 1999; Schuster 1997, 1999; Schubarth 2000) zeigen jedenfalls, dass der Erfurter Fall bestenfalls ein prominenter Anlass, aber gewiss nicht ein typischer Fall von „Schulgewalt“ und in diesem Sinne eher irreführend als hilfreich ist.

Tabelle 2: *Viktimisierung durch Schulgewalt auf dem Schulgelände im letzten Schulhalbjahr (gewichtete Daten)*

Itemformulierung (gekürzt)	nie	ein- oder zweimal	drei- bis sechsmal	mehrfach monatlich	mehrfach wöchentlich
<i>von Mitschülern geschlagen oder getreten worden</i>	84,1 %	12,4 %	1,9 %	0,9 %	0,7 %
<i>wurde gehänselt oder es wurden von mir hässliche Dinge gesagt</i>	59,3 %	27,9 %	7,2 %	4,6 %	4,0 %
<i>meine Sachen sind absichtlich kaputt gemacht worden</i>	90,8 %	7,3 %	1,0 %	0,6 %	0,3 %
<i>von Mitschülern mit einer Waffe bedroht worden</i>	98,1 %	1,4 %	0,2 %	0,2 %	0,1 %
<i>von Mitschülern erpresst worden</i>	98,4 %	1,1 %	0,3 %	0,1 %	0,2 %

N~10.200, Quelle: Wilmers et al. 2002

5. Was tun? Theoretische, politische und praktische Konsequenzen der Differenzierung

Der bedrückende Fall von Erfurt hat zu Diskussionen Anlass gegeben und eine Betroffenheit ausgelöst, die wenigstens etwas länger anhielt als viele andere der täglich massenmedial kolportierten Katastrophen. Sofern er Aufmerksamkeit weckt und das Bedürfnis verstärkt, sich präventiv zu engagieren, liegt darin eine begrüßenswerte Chance. Jedoch darf die mit der auf einen herausragenden und in vieler Hinsicht sehr außergewöhnlichen Fall bezogenen Diskussion verbundene Gefahr der Überbetonung spezifischer Aspekte (Computerspiele, Sportschützen) und bestimmter Perspektiven („Schulgewalt“) nicht übersehen werden.

Zahlen und Menschen: Chancen und Gefahren der Nüchternheit

Die Suche nach Ursachen und Erklärungen wird nach der ersten Empörung schnell wieder in nüchterne Forschung umschlagen. Daran ist nichts auszusetzen, wenn sie professionell veranstaltet wird und die Dimensionen richtig einordnet. Kriminalitäts- und Opferstudien sind freilich stets in der Gefahr, soziale und individuelle Probleme, Krisen und Katastrophen hinter Zahlen unsichtbar werden zu lassen. So gaben in der zitierten Studie von Wilmers und anderen annähernd 5 Prozent der befragten Schüler an, von den Eltern in der Kindheit gehäuft misshandelt worden zu sein. Überspitzt gefragt: Ist es wirklich wichtig, diese Zahl genau zu kennen? Was hätte es geändert, wenn sie 6 Prozent oder 4 Prozent gelautet hätte? Zudem sind auch sehr kleine Ziffern sind nicht etwa harmlos. Beispielsweise hat in der zitierten Studie ein Lehrer (von fast 500 Befragten) angegeben, von einem Schüler mit einer Waffe bedroht worden zu sein. Auch wenn sich dies prozentual verschwindend ausnimmt: das individuelle Drama, das hinter dieser Angabe steht, verlangt kein geringeres Engagement, keine geringere Aufmerksamkeit als wenn es zwei oder vier oder auch zehn gewesen wären.

Umgekehrt sind auch große Zahlen mitunter verharmlosend. Mindestens zwei Drittel der Jugendlichen gibt zu, im öffentlichen Nahverkehr schwarz zu fahren. Bedeutet diese statistische „Normalität“, dass es akzeptabel ist, sich die Beförderung zu erschleichen? Wenigstens ein Viertel der Jugendlichen hat wenigstens einmal im letzten Jahr einen Ladendiebstahl begangen. In der Tat: Jugendkriminalität ist ubiquitär. Aber was bedeutet dies? Soll die große Zahl hier Resignation, Toleranz oder Härte provozieren? Daten und empirische Befunde können derartige Fragen offenbar nicht beantworten. Einmalige Befragungen erhalten durch die Magie der scheinbaren Exaktheit leicht eine falsche Bedeutung. Die Relevanz eines Problems hängt von seiner numerischen Größe selten ab. Wichtiger sind Veränderungen und Entwicklungen, denn sie zeigen an, ob wir uns in der erwünschten Richtung bewegen. Aber auch sie täuschen leicht, zumal bei kurzfristigen Zeiträumen.

Daraus folgt auch: Die im Sog eines solchen Ereignisses geforderte und zunächst geförderte Forschung braucht einen längeren Atem (und damit: längerfristige Unterstützung), als dies kurzgetakteten Medien und nicht viel längeren Halbwertszeiten politischer Themen lieb sein wird. Hier ist Wissenschaft gefordert, die Gunst der Stunde zu nutzen, aber dabei stets darauf hinzuweisen, dass solide Resultate und zumal überzeugende Erklärungen, die erst eine solide Basis für Interventions- und Präventionsbemühungen liefern könnten, kurzfristig nicht zu haben sind.

Prädiktoren sind keine Ursachen: Risikomarker werfen Fragen auf, statt sie zu beantworten

Schon dem Bemühen um differenziertere Beschreibungen sind häufig enge Grenzen gezogen. So sind beispielsweise die Unterschiede im Delinquenzverhalten zwischen verschiedenen Ethnien in verschiedenen Studien wiederholt dokumentiert

worden (Pfeiffer/Wetzels 1999; Wetzels et al. 2001). Und natürlich ist es jenseits „politischer Korrektheit“ hilfreich zu wissen, ob sich Risikogruppen (statistisch) identifizieren lassen, auch wenn dies mitunter Befunde erbringt, die nicht jeder politischen Position gefallen. Dabei wird jedoch leicht übersehen, dass derartige Befunde bestenfalls Risikomarker im oben skizzierten Sinne ausweisen können. Damit ist gemeint, dass hier tatsächlich nur ein *statistischer* Risikoprädiktor identifiziert werden kann, der über Erklärungen zunächst noch nichts aussagt, geschweige denn über Verursachungen oder Verantwortlichkeiten. Anders gesagt: Statistische Häufungen zeigen eine Forschungsfrage, ein wissenschaftliches Problem an, nicht seine Lösung.

Hinzu kommt, dass diese statistischen Risikomarker in aller Regel Makrovariablen repräsentieren. Aspekt wie beispielsweise ‚Geschlecht‘, ‚Schicht‘ oder ‚Ethnie‘ umschreiben jeweils ein unübersehbar großes Bündel von einzelnen Aspekten und Facetten, die in hochkomplexer Weise miteinander interagieren. „Türkisch“ bedeutet zweifellos unendlich viel mehr als eine Staatsangehörigkeit. Zahllose Facetten kennzeichnen die Personengruppe, die unter diesem Etikett (statistisch) versammelt wird, Facetten zudem, die vielleicht in anderen Gruppen weniger oder in anderer Weise bedeutsam ist (z.B. religiöse Orientierung bei „einheimischen Deutschen“). Das Problem verschärft sich bei genauerer Betrachtung durch wachsende Unschärfen von Abgrenzungen (Stichwort: Aufenthaltsdauer und -status). Daher dürfte beispielsweise die Binnenvarianz innerhalb einer Ethnie vielfach erheblich größer sein als die Varianz zwischen scheinbar verschiedenen Ethnien (die vielleicht Wichtiges gemeinsam haben).

Der Befund, dass bestimmte normative Vorstellungen ethnische Differenzen statistisch nivellieren (Wetzels et al. 2001), zeigt dies in exemplarischer Weise, ohne dass mit diesem Befund das Problem etwa gelöst wäre. Die Konsequenz aus diesem Argument lautet, dass kulturvergleichende Forschung, seriös unternommen, statistische Unterschiede zum Ausgangspunkt nimmt und nach Erklärungen für sie sucht, statt sie als Erklärungen zu nehmen. Dies betrifft den ‚Faktor Geschlecht‘ nicht minder. Der so genannte „gender gap“, also die Tatsache, dass Jugendkriminalität ganz überwiegend auf das Konto männlicher Jugendlicher geht, bedarf in der Tat sehr viel genauerer Betrachtung (Moffitt et al. 2001; Enzmann/Wetzels 2002). Einerseits zeigt sich, dass dies insbesondere für Gewalt gegen Personen und Sachen gilt, weniger für Ladendiebstahl (und gar nicht für Schwarzfahren). „Kriminelle Energie“, sofern dies überhaupt eine sinnvolle Vorstellung ist, markiert demnach nicht ohne weitere Qualifikationen die Differenz zwischen den Geschlechtern. Andererseits zeigt sich, dass gewaltakzeptierende Männlichkeitsvorstellungen, die zunächst dramatisch erscheinenden Unterschiede zwischen Ethnien erklären können: Ist eine soziologisch und psychologisch gehaltvolle Konzeption von Geschlecht also doch der Schlüssel? Solange wir nicht mehr darüber wissen, was sich hinter derartigen Einstellungen verbirgt, solange wir das Zusammenspiel zwischen den biologischen, kulturellen und individuellen Aspekten der Variable ‚Geschlecht‘ so wenig kennen, werden auch differenzierte Befunde nicht tief genug

greifen. Eine vorschnelle und vereinfachende Darstellung aber („Männer sind gewalttätig“, „Amok ist männlich“) ist dann suggestiv und daher gefährlich.

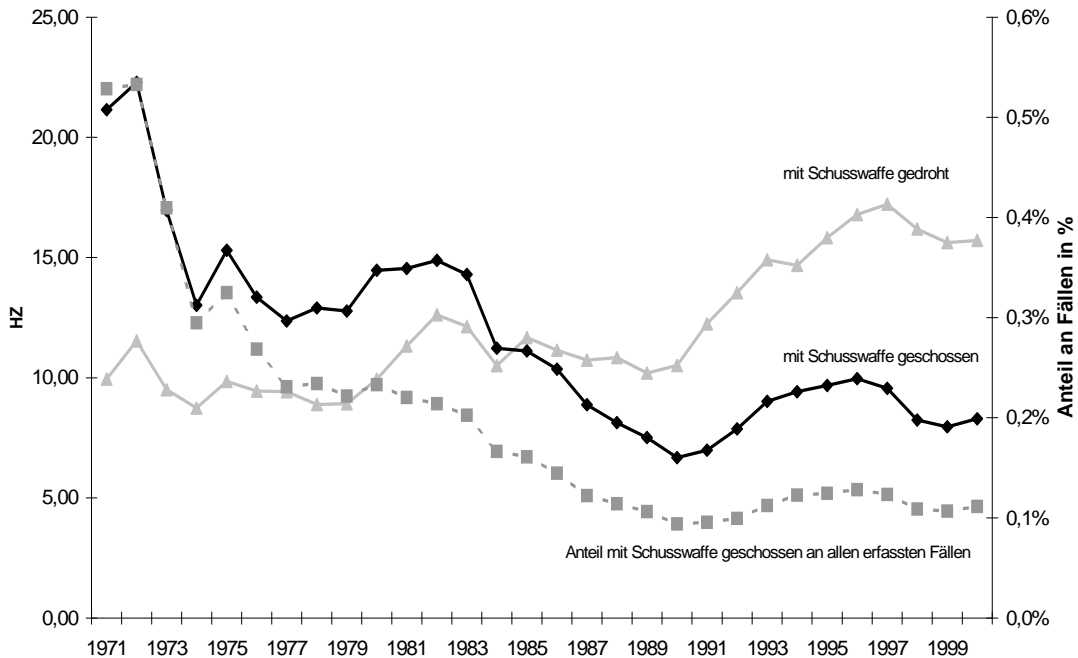
Prävention ist möglich: Chancen für eine friedlichere Gesellschaft

Die praktisch wie politisch vielleicht wichtigste Frage richtet sich auf Möglichkeiten der Prävention von Gewalt. Selbst wenn man, wie eingangs angedeutet, in Bezug auf Ausnahmefälle wie Amokläufe nicht übertrieben optimistisch wird sein dürfen, sind hinsichtlich der beiden anderen angesprochenen Aspekte Jugendgewalt und Schulgewalt Ansatzpunkte für aussichtsreiche Interventions- und Präventionsansätze erkennbar. Beispielsweise ist eine engagierte Diskussion über gesetzliche und andere Restriktionen des Waffenbesitzes und -gebrauches nur zu begrüßen. Wie zwingend der konkrete Anlass dafür auch immer sei – jeder Anlass ist geeignet.

Zwar hat der Gebrauch von Schusswaffen bei Straftaten seit den 70er Jahren insgesamt abgenommen und liegt seit etwa 1990 mit 0,1 Prozent auf einem sehr niedrigen Niveau. Die Drohung mit Schusswaffen hat im gleichen Zeitraum einen Anstieg erfahren, ist jedoch mit einem Anteil von 0,4 Prozent an allen Straftaten ebenfalls als gering anzusehen (vgl. Abbildung 5). In Bezug auf die polizeilich registrierten Gewaltdelikte kann seit Mitte der 80er Jahre ein konstanter Anteil von 2-3 Prozent (Schusswaffengebrauch) bzw. 5 Prozent (Drohung) beobachtet werden. Jedoch können derartige Daten nur von sehr hartnäckigen Waffenfreunden als entlastende Argumente gewertet werden. Denn selbstverständlich sind Schusswaffen jederzeit die notwendige Bedingung für die mit ihnen verübten Gewalttaten (die angesprochenen Untersuchungen zu Amoktätern deuten übereinstimmend für viele der Täter auf eine hohe Waffenaffinität hin; Adler 2001; Schünemann 1992; Sehle 1999), auch wenn eine Waffe sicher keine Ursache für eine Gewalttat ist¹¹. Konsequenterweise muss von Personen, die eine Waffe nutzen oder besitzen wollen, der zureichend verlässliche (und regelmäßig zu erneuernde) Beweis erbracht werden, dass weder sie selbst dadurch eine Gefährdung bedeuten noch dass damit die Verfügbarkeit für andere, nicht überprüfte Personen steigt.

Das Beispiel der gesetzlichen Regelung des Waffenbesitzes, aber vielleicht mehr noch die gesetzliche Beschränkung von Herstellung und Verbreitung von Gewaltfilmen und -spielen weisen damit auf einen Aspekt hin, der in der aktuellen Debatte zu wenig berührt wird. Wir halten dies für eine unbegründete und faktisch falsche Voraussetzung: Die Herstellung und der Vertrieb dieser Produkte trägt zunächst die Beweislast für den Nachweis der Unschädlichkeit dieser Produkte. Und alles, was etwa die sozialpsychologische Medienwirkungsforschung hierzu zusammengetragen hat (zusammenfassend etwa Groebel 1994; Krahe 2001; Krahe/Greve 2002; Williams 1986), spricht eindeutig gegen die Unschädlichkeit. Einen lückenlosen Beweis der Schädlichkeit muss einstweilen niemand erbringen.

Abbildung 5: Schusswaffengebrauch und Drohung mit Schusswaffen an allen Fällen (alle Delikte) (Bundesrepublik West)



Quelle: Polizeiliche Kriminalstatistik

Diejenigen, die Freizügigkeit jedenfalls in Bezug auf gewaltbefürwortende Filme und Spiele verteidigen, suggerieren durch ihre Haltung häufig, die Beweislast für schädliche Effekte des Konsums derartiger Produkte liege bei den Befürwortern der Restriktion, und dieser Beweis sei nicht eindeutig und insbesondere nicht universell erbracht.

Die Rolle der Toleranz: Welchen Sinn haben restriktive Normen?

Die führt zu der grundsätzlicheren Frage, welchen positiven oder konstruktiven Nutzen oder Wert restriktive Normen oder Verbote haben können. Im gegebenen Zusammenhang gewalttätigen Verhaltens junger Menschen ist dabei auf einen Aspekt hinzuweisen, der ebenfalls seltener betont und insbesondere von Kritikern restriktiver Regeln selten beachtet wird. Der Nutzen relativ enger sozialer Regeln liegt vielleicht nicht in erster Linie darin, dass sie immer eingehalten würden. Es ist wenigstens ebenso wichtig, dass es hinreichend viele Normen gibt, die man (ohne sozial katastrophale Folgen) übertreten kann, wenn man auf der Suche danach ist, wie man individuell das Dilemma lösen kann, eine autonome, eigenständige und gleichzeitig sozial integrierte, anschlussfähige und in diesem Sinne „normale“ Person zu werden. Wenn diese sozialen Regeln sich unter dem Etikett der Toleranz so weit ausdehnen, dass eine Übertretung erst in wirklich drastischen Fällen als solche

konstatiert (und auf sie entsprechend reagiert) wird, erschwert das nicht nur den Verhandlungsspielraum, sondern begünstigt drastische Regelüberschreitungen auch dann, wenn ihre psychosoziale Funktion vorrangig die Provokation ist (eben dadurch, dass andere Regelübertretungen tatsächlich niemanden mehr provozieren). Damit in Zusammenhang steht eine zweite Überlegung. Die Aufforderung, sich intensiver um das zu kümmern, was Kinder tun, lesen, sehen und spielen, ist sicher begrüßens- und unterstützenswert. Ernsthaftes und interessiertes Hinsehen, das eine Selbstverständlichkeit für jede Erziehungsperson sein sollte, scheint sich nicht selten unter dem Etikett der Toleranz in ein Übersehen gewandelt zu haben. Jedoch ist auch hier vor voreiligen Gegenbewegungen zu warnen. Jugendliche brauchen auch individuelle Privatheit und damit Geheimnisse, einschließlich der geheimen Verbotsübertretungen. Der Schwierigkeit, die tatsächlich intolerablen Handlungen frühzeitig genug zu erkennen und angemessen auf sie zu reagieren ohne die notwendigen und insgesamt tolerablen Grenzerkundungen und aktionalen Proteste vollständig unmöglich zu machen (und dadurch womöglich eben extremere Provokationen zu provozieren) darf nicht dadurch ausgewichen werden, dass von der Gleichgültigkeit zur Totalüberwachung gewechselt wird.

Dies führt zu einem letzten Punkt. Wir (Erziehenden) treten der heranwachsenden Generation nicht einmal mehr als gleichwertige Generation entgegen, mit der im Konfliktfall konstruktiv gestritten werden kann, sondern reduzieren unsere Hilfsbereitschaft weitgehend darauf, das omniprésente Gesetz von Leistung und Erfolg passierbar zu machen (Greiner 2002). Das übersieht, dass Erwachsene, Erziehende tatsächlich verantwortlich sind, was nicht zuletzt bedeutet, ein Zuständigkeits- und damit auch Machtgefälle zu akzeptieren und zu vertreten. Wie dies im Einzelfall ausbalanciert werden kann, ist eine schwierige Herausforderung. Über sie nachzudenken, und die unterstützenden Bedingungen hierfür genauer zu untersuchen wäre eine gute Konsequenz aus dem Amoklauf von Erfurt.

Anhang

Tabelle 1: *Übersicht der Amokfälle in Deutschland*

Datum	Ort und Bundesland	Alter des Täters	Anz. Tote	Anz. Verletzte	Suizid	wie?	womit?
Jun.1964	Volkhoven (NRW)		10		ja	vergiftet	Pflanzenschutzm.
Aug.1974	Neunkirchen (Saarland)		5		ja	erschossen	Pistole
Okt.1976	Heide (S-H)	50	3	3	ja	erschossen	Kleinkalibergewehr
Jun.1982	Nürnberg (Bay)	26	3	3	ja	erschossen	Schusswaffe
Jun.1983	Eppstein-Vockenhs.(Hes)		4		ja	erschossen	Schusswaffe
Aug.1985	Karlsruhe (BW)	32	5	4	?		
Mrz.1989	Dorfen (Bay)	37	3	1	nein		
Aug.1992	Koblenz (Rh.-Pf)	20?	1		nein		
Mrz.1994	Euskirchen (NRW)	?	6		nein	explodiert	Sprengsatz
Okt.1995	Babelsberg (Bbg)	32	0		ja	erschossen	Schusswaffe
Apr.1997	Reilingen (BW)	25	1	7	nein		
Apr.1998	Bd. Klosterlausnitz (Thü.)	32	1		nein		
Aug.1998	Wolfsburg (Nds)	23?	1	3	nein		
Jan.1999	Chemnitz (Sachsen)	37	1		nein		
Mai.1999	Dillingen (Saarland)	36	5	11	ja	?	?
Aug.1999	Hagen (NRW)		2		ja	erschossen	Schusswaffe
Nov.1999	Bad Reichenhall (Bay)	16	4	3	ja	erschossen	Schrotflinte
Nov.1999	Meißen (Sachsen)	15	1		nein		
Nov.1999	Bielefeld (NRW)	34	7		ja	erschossen	Schusswaffe
Mrz.1999	Brannenburg (Bayern)		1	1	ja	erschossen?	Schusswaffe?
Jun.2000	Westerholt (Nds.)		2	3	nein		
Jun.2000	Dortmund (NRW)	31	3		ja	erschossen	Schusswaffe
Dez.2000	Salzgitter (Nds.)		6	1	nein		
Apr.2001	Neubeuern (Bay)	33		3	nein		
Feb.2002	Freising (Bay)	22	3		ja	erschossen	Schusswaffe
Apr.2002	Erfurt (Thü.)	19	17	4	ja	erschossen	Schusswaffe

Anmerkungen

- 1 Abbildung 1 illustriert, dass in Erfurt mehr Menschen getötet wurden als in jedem anderen in Deutschland registrierten Fall seit 1960.
- 2 So wurde beispielsweise unmittelbar nach dem Vorfall in Erfurt diskutiert, ob die Waffen von Sportschützen künftig nicht mehr zuhause, sondern im jeweiligen Verein selbst aufzubewahren seien (der Täter war selbst Sportschütze). Dabei wurde allerdings nicht erwogen, dass dadurch in Deutschland rund 8 Mio. Waffen gelagert und – wegen der hohen Konzentration von Waffen – in besonderer Weise bewacht werden müssten (wenn man als Berechnungsgrundlage pro registriertes Schützenvereinsmitglied eine Waffenanzahl von drei zugrunde legt, wie es in Berlin der Fall ist; der Deutsche Schützenbund spricht bei einer Mitgliederzahl von 1,6 Mio. sogar von

- 5 Mio. scharfer Waffen im Besitz von Schützen (Der Spiegel 2002). Betrachtet man zudem den hohen Anteil von etwa 80 Prozent der in Deutschland illegal geführten Waffen (vgl. Forum Waffenrecht 1999), scheint die Effektivität derartiger Waffenlager fragwürdig, selbst wenn sie zu bewachen wären.
- 3 Natürlich sind mit diesen Themen weitere verbunden, beispielsweise die spezielle Frage nach der aggressionsfördernden Wirkung von Gewalt verherrlichenden Videos und Computerspielen (zusammenfassend etwa Krahe 2001), oder auch – sehr grundsätzlich – die Diskussion elterlicher Erziehungskompetenzen und -defiziten.
 - 4 Der ausufernde publizistische Gebrauch des Wortes Amok lässt die „gefühlte Prävalenz“ solcher Vorfälle weit höher erscheinen, als dies tatsächlich der Fall ist. Adler (2000) kommt in seinen Berechnungen beispielsweise für den Zeitraum 1980-1989 auf eine Einjahresprävalenz bei den Männern von 0,03 und bei den Frauen von 0,002 (pro 100.000 Einwohner). Auch Sehle (1999) weist darauf hin, dass, obwohl die Medien oftmals einen gegenteiligen Eindruck vermitteln, Tötungsdelikte verglichen mit anderen Gewaltformen sehr seltene Delikte sind und dass der Amok als extreme Ausprägung schwerer Gewalttaten erst recht als außergewöhnliche Tat bezeichnet werden muss (hierzu vgl. auch Abbildung 2).
 - 5 Die Definitionsunsicherheit in der Literatur und die sich daraus ergebene Unsicherheit der Klassifikation von Fällen hat allerdings bei der retrospektiven Recherche den Nachteil, dass möglicherweise Fälle in der Vergangenheit nicht als Amoklauf bezeichnet wurden, die man heute womöglich so einordnen würde. Insbesondere bei Recherchen mit dem Suchwort „Amok“ kann die Vokabel einerseits für Berichterstattungen für beinahe banale Alltagsbegebenheiten benutzt worden sein, bei denen eine oder mehrere Personen wütend und gewalttätig gehandelt haben, um die Situation dramatischer erscheinen zu lassen. Auf der anderen Seite können Tagesmeldungen vorliegen, die eben nicht mit dem Begriff „Amok“ (sondern z.B. Ehedrama, Familientragödie) überschrieben sind, obwohl sie einen Amoklauf im hier gemeinten Sinne beschreiben. Wir haben für unsere Zusammenstellung ein relativ liberales Kriterium zugrunde gelegt (dass heißt Fälle im Zweifelsfall aufgenommen), was einerseits die Gefahr einer Überschätzung der Prävalenz mit sich bringt, und andererseits dennoch das Risiko nicht ausschließt, einschlägige Fälle zu übersehen. Dieses Risiko nimmt zudem vermutlich mit wachsender zeitlicher Distanz zu (z.B. durch eine Veränderung der Medienlandschaft und der Recherchezugänglichkeit). Dadurch kann der intuitive Eindruck, die Zahl der Amokläufe habe seit den sechziger Jahren zugenommen (vgl. Abbildung 2), teilweise artifiziell sein.
 - 6 Insbesondere die unmittelbare Debatte in den Massenmedien wurde sehr stark von diesen Fragen dominiert: „*Warum? Was ging in dem Todesschützen vor?*“ „*Wir haben keine Antwort, keine schnelle Antwort* (Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 29.04.2002), „*Wo leben wir eigentlich, wohin sind wir gekommen?*“ (Die Welt vom 27.04.2002), „*Massaker nach Drehbuch?*“ (Focus vom 26.04.2002), „*Was wissen wir eigentlich über die Tat und den Täter?*“ „*Was kann man tun? Ist Prävention möglich?*“ (die tageszeitung vom 03.05.2002), „*Und die Motive des Todesschützen?*“ (Die Welt vom 27.04.2002), „*War Robert Steinhäusers außerordentliche Begeisterung für Waffen niemandem negativ aufgefallen?*“ (Berliner Zeitung vom 29.04.2002).“
 - 7 Adler (2001) und Schünemann (1992) vermuten eher einen Zusammenhang zwischen schlechter aktueller beruflicher Integration und Amokläufen, da zwei Fünftel der Amokläufer zum Tatzeitpunkt arbeitslos oder in Gelegenheitsjobs waren. Jedoch zeigt diese Zahl (wiederum abgesehen von der bei kleinen Fallzahlen irreführenden relativen Angabe) zugleich auch, dass dieser „risk marker“ auf drei Fünftel der Fälle nicht zutrifft.
 - 8 Hierbei ist nochmals an die eingangs angesprochene Subsumptionsproblematik zu erinnern. Werden Fälle des „erweiterten Suizids“ hinzugenommen (insbesondere Tötung der Kinder vor dem Suizid), wäre die Prävalenz nicht nur höher, sondern vor allem im Hinblick auf das Geschlechterverhältnis deutlich anders. Bien (1984) ist bei einer Auswertung von Literatur und eignen Recherchen zum vollzogenen erweiterten Suizid zu einem Geschlechterverhältnis von 83

Frauen und 56 Männern gekommen. Auch Faust (o. J.) weist darauf hin, dass der erweiterte Suizid häufig in Verbindung mit familiären Problemen steht und in den überwiegenden Fällen von Frauen im Alter zwischen 30 und 40 Jahren, die unter schweren Depressionen leiden, begangen wird.

- 9 Die statistische Analogie wären hier so genannte „unwahrscheinlichen Serien“ im Roulette: zweiunddreißigmal „rouge“ nacheinander ist als Serie natürlich nicht weniger wahrscheinlich als jede andere Serie. Damit soll nicht behauptet werden, dass die Dominanz männlicher Amokläufer Zufall sei, sondern nur darauf hingewiesen werden, dass kausale Schlussfolgerungen bei kleinen Fallzahlen hoch fehlerbehaftet und insofern unsicher sind.
- 10 Im Erfurter Fall haben sich Journalisten darum sehr hartnäckig bemüht: „*Roberts Welt*“ (Der Spiegel 2002: 121); „*Die Biologie des Bösen: Warum Robert Steinhäuser zum Massenmörder wurde*“ (Der Spiegel 2002); „*Mal so richtig aufräumen. Der Mörder Robert S. und seine Welt: Die Website, die Waffen, die Zeugen*“ (Die Zeit 2002); „*Was bewegte den Täter? Fragen zum Thema Erfurt*“ (FAZ 2002).
- 11 Berkowitz' alte These, nicht der Finger betätige den Abzug, sondern der Abzug bewege den Finger (zusammenfassend z.B. Geen 1998), die in diesem Zusammenhang gerne zitiert wird (vgl. etwa Füllgrabe 2000), ist natürlich nur cum grano salis zu lesen.

Literatur:

Adler, L., 2000: Amok. Eine Studie. Belleville: München.

Band, S.R./Herpols, J.A., 1999: School Violence. Lessons Learned. FBI Law Enforcement Bulletin, September: 9-16.

Bien, S., 1984: Der erweiterte Suizid. S. 31-39 in: Faust, V. /Wohlersdorf, M. (Hrsg.), Suizidgefahr – Häufigkeit – Ursachen – Motive – Prävention – Therapie. Stuttgart: Hippokrates.

Berliner Zeitung, 29. April 2002: 20 Millionen illegale Waffen in Deutschland.

Berliner Zeitung, 29. April 2002: Ein stiller Junge.

BMI/BMJ, 2001: Erster Periodischer Sicherheitsbericht. Berlin: Bundesministerium des Inneren und Bundesministerium der Justiz.

Carr, J.E./Tan, E.K., 1976 : In Search of True Amok; Amok as Viewed within the Malay Culture. American Journal of Psychiatry 133: 1295-1299.

dpa, 2002: Amokläufer kehren an den Ort einer Kränkung zurück. Die Welt, 27. April.

Der Spiegel, 2002: Warum Robert Steinhäuser zum Massenmörder wurde: Die Biologie des Bösen, Der Spiegel.

Der Spiegel, 2002: Das Spiel seines Lebens, Der Spiegel 19: 118-144.

die tageszeitung, 29. April 2002: Wir sind keine Monstergesellschaft.

Die Welt, 27. April 2002: Das Drama von Erfurt.

Die Zeit, 8.Mai 2002: Mal so richtig aufräumen.

Eisenberg, G., 2002: Die niedergerissenen Grenzen im Inneren des Menschen. Frankfurter Rundschau vom 3. Mai.

Eisenberg, G., 2000: Amok – Kinder der Kälte. Reinbek: Rowohlt.

- Enzmann, D./Wetzels, P., 2002: Jugenddelinquenz und Ethnizität: Die Rolle gewaltlegitimierender Männlichkeitsnormen. S. 14-34 in: Osterheider, M. (Hrsg.), 16. Eickelborner Fachtagung – Innovative Konzepte – Forensik 2001. Dortmund: PsychoGen-Verlag.
- FAZ, 5. Mai 2002: Was bewegte den Täter? Fragen zu dem Drama von Erfurt.
- Faust, V., o.J.: Seelisch Kranke unter uns. Arbeitsgemeinschaft psychosoziale Gesundheit. www.psychosoziale-gesundheit.net/seele/pdf/Internet2-Selbsttoetungsgefahr-1.pdf
- Focus 18, 2002.
- Forum Waffenrecht, 1999: Amtliche Zahlen zu Waffenrecht und Schutzwaffenmissbrauch. www.fwr.de.
- Füllgrabe, U., 2002: Der Täter genießt seine Macht. Polizeipsychologe Uwe Füllgrabe über die Persönlichkeit von Amokläufern. Süddeutsche Zeitung vom 29. April.
- Füllgrabe, U., 2000: Amok – Eine spezielle Art der Mehrfachtötung. *Kriminalistik* 4: 225-228.
- Geen, R.G. 1998. Aggression and Antisocial Behavior. S. 317-356 in Gilbert, D.T./Fiske, S.T./Lindzey, G. (Hrsg.), *The Handbook of Social Psychology*. 4. Auflage, Volume II. Boston, MA: McGraw-Hill.
- Greiner, U., 2002: Wenn der Druck steigt. *Die Zeit* vom 2. Mai.
- Greve, W., 1996: Schiedsrichter der Schuld? Die Grenzen einer Psychologie der Be- und Entschuldigung. *Jahrbuch für Recht und Ethik/Annual Review of Law and Ethics* 4: 615-635.
- Greve, W./Hosser, D., 2002: Antisoziales Verhalten im Jugendalter. In: Silbereisen, R.K./Hasselhorn, M. (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters (Enzyklopädie der Psychologie, Band C/V/4)*. Göttingen: Hogrefe. (im Druck)
- Groebel, J., 1994: Gewaltdarstellungen im Fernsehen: Analyse und Empfehlungen. Im Auftrag des Ministeriums für Arbeit, Soziales und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Duisburg: s.n..
- Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 29. April 2000.
- Holtappels, H.G./Heitmeyer, W./Melzer, W./Tillmann, K.-J. (Hrsg.), 1997: *Forschung über Gewalt an Schulen*. München: Juventa.
- Kleiber, D./Meixner, S., 2000: Aggression und (Gewalt-)delinquenz bei Kindern und Jugendlichen. *Gesprächspsychotherapie und personenzentrierte Beratung* 3: 191-205.
- Knecht, T., 1998: Amok. Transkulturelle Betrachtungen über eine Extremform menschlicher Aggression. *Kriminalistik* 52/10: 681-684.
- Krahé, B., 2001: *The Social Psychology of Aggression*. Hove: Psychology Press.
- Krahé, B./Greve, W., 2002: Aggression und Gewalt. Aktueller Erkenntnistand und Perspektiven künftiger Forschung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* (im Druck).
- Lösel, F., 2000: Delinquenzentwicklung in der Kindheit und Jugend. S. 221-234 in Lempp, R./Schütze, G./Köhnken, G. (Hrsg.), *Forensische Psychiatrie und Psychologie des Kindes- und Jugendalters*. Darmstadt: Steinkopff.
- Moffitt, T./Caspi, A./Rutter, M./Silva, P.A., 2001: *Sex Differences in Antisocial Behaviour*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Murphy, H.B.M., 1982: The Affective Disorders of Comparative Psychiatry. S. 108-114 in: Murphy, H.B.M. (Hrsg.), *Comparative Psychiatry. The International and Intercultural Distribution of Mental Illness*. New York: Springer-Verlag.
- n.tv.de, 2002: Computerspiele und Gewalt. www.n-tv.de/3008510.html?tpl=druck.
- Olweus, D., 1996: *Gewalt in der Schule. Was Lehrer wissen und Eltern wissen sollten und tun können*. 2. Auflage. Bern: Huber.
- Olweus, D., 1997: Täter-Opfer-Probleme in der Schule: Erkenntnisstand und Interventionsprogramm. S. 281-297 in Holtappels, H.G./Heitmeyer, W./Melzer, W./Tillmann, K.-J. (Hrsg.), *Forschung über Gewalt an Schulen*. München: Juventa.
- Pfeiffer, C./Wetzels, P., 1999: The Structure and Development of Juvenile Violence in Germany: A Proposition Paper Based on Current Research Findings. KFN-Forschungsbericht Nr. 76. Hannover: KFN.
- Pfeiffer, C./Brettfeld, K./Delzer, I./Link, G., 1996: Steigt die Jugendkriminalität wirklich? S. 19-53 in: Pfeiffer C./Greve, W. (Hrsg.), *Forschungsthema Kriminalität. Festschrift für Heinz Barth*. Nomos: Baden-Baden.
- Reemtsma, J.P., 1999: *Das Recht des Opfers auf die Bestrafung des Täters – als Problem*. München: Verlag C.H. Beck.
- Schäfer, M./Frey, D., 1999: *Aggression und Gewalt unter Kindern und Jugendlichen*. Göttingen: Hogrefe.
- Schneider, C., 2002: Der Schläfer von Erfurt. *die tageszeitung*, 3. Mai.
- Schubarth, W., 2000: *Gewaltprävention in Schule und Jugendhilfe: Theoretische Grundlagen, empirische Ergebnisse, Praxismodelle*. Neuwied: Luchterhand.
- Schünemann, K.-F., 1992: *Über nicht kulturgebundene Amokläufe – Eine inhaltsanalytische Untersuchung von 196 Fällen*. Dissertation, Fachbereich Medizin der Universität Göttingen.
- Schuster, B., 1997: Bullying in der Schule: Ein Überblick über die Forschung und Anregungen aus verwandten Forschungstraditionen. *Empirische Pädagogik* 3: 315-326.
- Schuster, B., 1999: Gibt es eine Zunahme von Bullying in der Schule? Konzeptionelle und methodische Überlegungen. S. 91-104 in: Schäfer, M./Frey, D. (Hrsg.). *Aggression und Gewalt unter Kindern und Jugendlichen*. Göttingen: Hogrefe.
- Sehle, S., 1999: *Zum Phänomen Amok. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung*. Diplomarbeit an der Fachhochschule Hildesheim/Holzminden.
- Spores, J.C., 1988: *Running Amok: An Historical Inquiry*. Arhens, Ohio.
- Westermeyer, M.E., 1985: Sudden Mass Assault with Grenade: An Epidemic Amok Form in Laos. S. 225-235 in: Simons, R.C./Hughes, C.C. (Hrsg.). *The Cultural Bound Syndromes*. Dordrecht: Reidel Publishing.
- Wetzels, P./Enzmann, D./Mecklenburg, E./Pfeiffer, C., 2001: *Jugend und Gewalt. Eine repräsentative Dunkelfeldanalyse in München und acht anderen deutschen Städten*. Nomos: Baden-Baden.
- Williams, T.M. (Hrsg.), 1986: *The Impact of Television. A Natural Experiment in Three Communities*. Orlando: Academic Press.

Wilmers, N./Enzmann, D./Schaefer, D./Herbers, K./Greve, W./Wetzels, P., 2002: Jugendlichen in Deutschland zur Jahrtausendwende: Gefährlich oder gefährdet? Ergebnisse der KFN-Schülerbefragung 2000. Nomos: Baden-Baden. (in Vorbereitung).

Tania Lange, *Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen, Lützerodestr. 9
30161 Hannover*

E-mail: tania@kfn.uni-hannover.de

Werner Greve, *Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen,
Lützerodestr. 9, 30161 Hannover*

E-mail: greve@kfn.uni-hannover.de